

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 6

Artikel: Vom Rosshaarzapfer zum...
Autor: Hirt, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066081>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vom Rosshaarzupfer zum — — —

Von E. Hirt

Illustriert von H. Laubi

Wenn ich heute, als beinahe 80jähriger Auslandschweizer, meinen lieben Landsleuten in der Schweiz meine Lebensgeschichte erzähle, so tue ich das nicht, um ihnen zu zeigen, wie herrlich weit ich es gebracht habe. Ich weiss, in vielen Beziehungen hatten wir es leichter, als es die jungen Leute heute haben; der grosse Unterschied war vor allem der: wer wirklich arbeiten wollte, konnte dazumal auch Arbeit finden. Auf der an-

dern Seite aber waren die jungen Menschen dazumal mehr als heute bereit, vom Bock herunterzusteigen, wenn es wirklich nötig war. Ich glaube, mancher, der heute klagt, alle Türen seien ihm verschlossen, würde auch jetzt noch vorwärtskommen, wenn er sich nur einmal dazu entschliessen könnte, die bescheidenen Arbeitsgelegenheiten, die sich ihm bieten, nicht als unter seiner Würde liegend zu betrachten.

Wie es sich für eine Amerikageschichte gehört, fang ich auf der untersten Stufe der Leiter an

Wie ich Anno 1881 als 22jähriger Bur-sche am Ziele meiner Amerikareise, der Stadt R. im obern Teil des Staates New York, angelangt war, war natürlich mein erstes Bestreben, möglichst umgehend eine Stelle zu finden, denn die 80 Dollars, die mein ganzes Barkapital ausmachten, hätten gerade gereicht, um mich einen Monat über Wasser zu halten. Ich glaubte, als ausgelernter Kaufmann, der in deutscher und französischer Korrespondenz perfekt war, könne es mir nicht fehlen. Aber da zeigte sich schon der erste Haken: meine fehlenden Kenntnisse im Englischen machten es mir unmöglich, auch nur die bescheidenste Bureaustelle zu erhalten.

Da gab mir ein Schweizer Küchenchef, den ich oberflächlich kannte, folgenden ausgezeichneten Rat: «Die Hauptsache ist», sagte er, «dass Sie sich die Idee aus dem Kopfe schlagen, die jeder frisch Eingewanderte herüberbringt, Handarbeit schände. Wer nicht als Geschirrwascher oder Handlanger anfangen will, soll lieber gleich umkehren.» Er teilte mir auch mit, in seinem Hotel würden gegenwärtig sämtliche Bettmatratzen aufgearbeitet, vielleicht könnte ich dem Portier helfen, das Rosshaar zu zupfen und zu reinigen.

Ich ging hin und wurde wirklich angestellt. Die Arbeit missfiel mir im höchsten Grade. Immer dachte ich: «Gottlob sieht niemand von zu Hause, wie tief du gesunken bist!» Da ich aber pro Woche 4 Dollars und Kost erhielt, so blieb ich trotzdem, und als nach einem Monat das Rosshaar fertig gezupft und ich entlassen wurde, war mein Bedauern gross.

In einem Zeitungsinserat wurde von einer Gerberei ein junger Mann gesucht, um beim Einsalzen von Kalbfellen behilflich zu sein. Ich wurde mit einem Wochenlohn von 6 Dollars engagiert. Dies war wohl die härteste Arbeit, die ich in meinem Leben verrichtete. Stundenlang musste ich knietief im Salzwas-

ser stehen. Meine feinen Schreiberhände sprangen überall auf. Todmüde sank ich abends ins Bett. Ununterbrochen machte ich mir Vorwürfe, die Heimat verlassen zu haben. Ein unwiderstehliches Heimweh nach unsern Bergen, meinen Freunden in der Schweiz ergriff mich und ich fasste den Entschluss, sobald ich das nötige Reisegeld erspart hätte, wieder zurückzukehren. Aber dennoch hielt ich aus, bis sich Gelegenheit bot, zu wechseln. Ein Engros-Käsegeschäft suchte einen jungen Mann, der mit Pferd und Wagen die Ablieferung an die Detailverkäufer zu besorgen hatte. Ich zögerte nicht, die ungewohnte Arbeit anzunehmen, und ein paar Monate ging es so ruhig weiter. Am Abend besuchte ich die Gratis-Englischschule, welche für die Einwanderer eingerichtet war und machte gute Fortschritte.

Zu jener Zeit traf ich ein Mädchen aus Basel, das mit mir auf dem gleichen Dampfer herübergekommen war und das bei der Frau des Bürgermeisters als Kammermädchen diente. Wie auch sie über furchtbares Heimweh klagte, erbarmte sie mich so, dass ich ihr den Vorschlag machte, sie zu heiraten. «Mit den 8 Dollars, die ich pro Woche verdiene», sagte ich zu ihr, «können wir natürlich nicht weit springen, aber mit der Zeit werde ich bestimmt mehr verdienen».

Das Mädchen war von meinem Vorschlag nicht wenig überrascht, willigte aber sofort ein und versicherte, dass es schon dazu sehen werde, dass wir mit den 8 Dollars auskämen.

Ich hatte meinen Entschluss nie zu bereuen. Eine Hochzeitsreise konnten wir uns natürlich nicht erlauben, aber es ging uns die nächsten zwei Jahre lang ganz ordentlich, bis eine Katastrophe unserm Idyll ein jähes Ende bereitete. Eines Tages im November, als bereits tiefer Schnee die Strassen bedeckte, scheute mein Pferd plötzlich infolge des Pfiffes einer Lokomotive und rannte wie wahnsinnig über die Brücke. Da half kein Zügel und kein Zurufen. Meine

einzigste Chance bestand darin, das Tier am andern Ende der Brücke in den dort befindlichen Heumarkt zu lenken, wo es nicht mehr weiter konnte. Das gelang mir zwar, das Pferd brach aber bei diesem Anlass das Genick, und der Wagen wurde vollkommen zerstört. Die ganze Ladung von Schweizer- und Limburgerkäse wurde auf der Strasse verstreut und natürlich sofort von Gassenjungen aufgelesen. Ich selbst wurde vom Sitze geschleudert und landete glücklicherweise unversehrt in einem Heuhaufen. Es dauerte nicht lang, da war auch schon der Eigentümer, der von dem Unfall gehört hatte, zur Stelle, und innerhalb weniger Minuten war ich, von Schmähungen überhäuft, entlassen.

Man kann sich denken, mit welchem Gefühle ich mich auf den Heimweg machte, um meiner Frau die Hiobsbotschaft zu erzählen. Sie aber nahm die Sache nicht so tragisch auf und sagte, das Wichtigste sei, dass ich unversehrt geblieben sei. Das weitere werde sich schon geben.

Und richtig, schon am nächsten Tag erhielt ich eine Einladung zum Besuch eines Stadtrates, den ich im Laufe der Zeit kennengelernt hatte und der zufällig Zeuge meiner rasenden Fahrt auf der Brücke gewesen war. Der freundliche Mann machte mir den Vorschlag, er wolle mich bei der Pferdebahn als Kondukteur empfehlen, und wirklich erhielt ich bald Bericht, ich könne am nächsten Montag mit 12 Dollars Wochenlohn eintreten.

Der Hirtenknabe bekommt einen Einblick in amerikanische Korruptionen. Aber es ist nicht sein Verdienst, sondern das der Frau, dass er ehrlich bleibt

Montag 6 Uhr war ich zur Stelle und wurde von einem irischen Wagenlenker, namens Murphy, begrüßt.

«Ich hoffe, wir zwei werden gut auskommen miteinander», sagte er etwas misstrauisch.

Wie ich am Abend meine Tageseinnahmen von zirka 28 Dollars im Bureau

ablieferte, fiel mir auf, wie mich der Kassier erstaunt anblickte. Ich dachte mir aber weiter nichts dabei. Wie ich am andern Morgen mit meinem Murphy im Wagenschuppen zusammentreffe, begrüßt mich dieser mit den Worten: «Wo sind meine zwei Dollars?»

«Was für zwei Dollars?» fragte ich, nicht wenig überrascht.

«Well, ich will meine zwei Dollars von dem Gelde, das Du gestern gemacht hast.»

«Ja muss ich Dir denn deinen Lohn bezahlen oder die Tramgesellschaft?»

«Nun, Du Schafskopf, natürlich bekomme ich von der Gesellschaft 10 Dollars pro Woche, aber das ist so verdammt wenig, dass jeder Wagenlenker von seinem Kondukteur noch zwei Dollars extra pro Tag erhält. Wieviel dieser dabei für sich macht, ist seine Sache.»

Jetzt erst ging mir ein Licht auf. Es fehlte bei der Gesellschaft jede Kontrolle, und es war deshalb üblich, dass die Kondukteure einen Teil der Einnahmen für sich behielten. Wie ich meinem Murphy erklärte, dass ich gestern jeden Cent meiner Kollektion abgeliefert hätte, wurde er ganz rasend vor Wut, nannte mich ein deutsches Grünhorn und warf mir vor, ich hätte gegenüber allen andern Kondukteuren unkollegial gehandelt.

Ich war also vor die Alternative gestellt, entweder ein rechter amerikanischer Gaffer zu werden oder mich mit dem ganzen Personal zu verfeinden. Die Ermahnungen meiner Mutter, stets ehrlich zu bleiben, kamen mir lebhaft in Erinnerung, aber, sagte ich mir, wenn ich nicht mit den Wölfen heule, verliere ich meine Stelle. Ich nahm mir vor, meiner Frau von der ganzen Geschichte nichts zu verraten, und schon vor mittags 12 Uhr lieferte ich meinem Murphy seine zwei Dollars ab, die dieser mit den Worten entgegennahm: «Ich hoffe, Du hast Dich selbst nicht vergessen.» Wie ich ihm sagte, für mich selbst hätte ich nichts behalten, lachte er schallend und fügte dann bei, dass er noch nie einen



Die ganze Ladung wurde auf der Strasse verstreut

solchen Idioten gesehen hätte, besonders da die Gesellschaft ja immer hohe Dividenden auszahle.

Nun am fünften Tag behielt ich auch zwei Dollars für mich zurück. Am zehnten Tage sagte ich mir: Wenn der Wagenlenker zwei Dollars pro Tag wert ist, muss doch der Kondukteur zum mindesten drei Dollars erhalten und erhöhte mein Salär um einen Dollar pro Tag.

Da der Kassier nicht die geringste Spur von Argwohn zeigte, wurde mein Gewissen rasch beruhigt.

Da aber geschah etwas, das ich nicht

voraussah. Meine Frau bemerkte, dass ich in der letzten Zeit ziemlich viel Taschengeld hatte, und wie ihr nun zu Ohren kam, dass ich im Schweizer Männerchor als ziemlich liberaler Spender bekannt sei, brach das Gewitter los. An einem Sonntagmorgen nahm sie mich in ein Kreuzverhör, wobei sie ein Talent entwickelte, das jedem Advokaten Ehre gemacht hätte. Es ging nicht lang, so hatte sie die Quelle meines plötzlichen Wohlstandes entdeckt. «Schämst Du Dich nicht vor unserm kleinen Baby, auf solche Art und Weise deine Arbeitgeber zu betrü-

gen?» rief sie mir zu. Meine Entschuldigung, die andern Kondukteure machen es ja gleich, wurde nicht angenommen.

«Sofort gibst Du diese Stelle auf», erklärte meine Frau kategorisch, «lieber darben als auf diese Weise sein Brot verdienen! Kündest Du nicht selbst, so will ich dafür sorgen, dass Du den Posten verlierst!»

Es blieb mir nichts anderes übrig, als am nächsten Montag mein Amt zu künden. Der Betriebschef war nicht wenig erstaunt und meinte: «Wir lassen Sie nicht gern gehen, Sie waren der ehrlichste Kondukteur, den wir je hatten.»

Nun hiess es abermals auf die Suche nach einem neuen Job gehen. Da sich mein Englisch inzwischen sehen lassen konnte, glaubte ich, nun auf einem Bureau ankommen zu können.

Der tüchtige Mann kommt vorwärts, wie zu erwarten war, aber die Karriere wird auf unerwartete Weise unterbrochen

Ein Bekannter, der als Packer in einem grossen Heilmittel-Patent-Medizingeschäft arbeitete, riet mir, dort anzufragen. Trotzdem man mir nur 10 Dollars pro Woche offerierte, also weniger als früher mein Nebenverdienst war, nahm ich an. Die Firma beschäftigte 800 Personen und gab im Jahr über eine Million Dollars allein für Reklame aus. Ich hatte das Speditionsbuch zu führen, eine Arbeit, die nicht gerade schwierig war, aber lange Stunden verlangte.

Eines schönen Tages kam der Chef des Hauses, Herr W., zufällig in unsere Speditionsräume, um in dem von mir geführten Buch etwas nachzusehen. Ich war in jenem Moment gerade abwesend, und nach meiner Rückkunft sagte man mir, dass der Chef mich zu sehen wünschte. Klopfenden Herzens betrat ich das Bureau.

«Haben Sie das geschrieben?» sagte er, auf das neben ihm liegende Speditionsbuch hinweisend, und wie ich bejahte, meinte er: ein Mann mit einer solch prächtigen Schrift gehöre doch eher aufs Hauptbureau. Wie er dann

hörte, dass ich Schweizer sei, wurde er noch freundlicher: «Ich kenne die Schweiz aus meinen Reisen und kann nicht begreifen, wieso Sie dazukommen, jenes wunderschöne Ländchen zu verlassen. Übrigens, als Schweizer können Sie bestimmt französisch?»

Wie ich dies bejahte, drückte er auf einen Knopf, und der Geschäftsführer erschien.

«Mister F., wollen Sie mir sagen, ob dieser junge Mann korrekt französisch spricht?»

Nun weiss ich nicht, welcher von uns beiden mehr Angst hatte, seine bescheidenen Französischkenntnisse entlarvt zu sehen, ich oder der Geschäftsführer. Mit Mühe und Not brachte der Geschäftsführer die Worte heraus: «Savez-vous parler français?»

Worauf ich erwiderte: «Oui, Monsieur, je parle français, et je suis à votre service.»

Der Geschäftsführer war daraufhin froh, bestätigen zu können, dass ich perfekt französisch spreche. Nun wollte mein Chef wissen, ob ich auch spanisch könne, und als ich verneinte, wie lang ich brauchte, um diese Sprache mit Hilfe eines Sprachlehrers zu erlernen.

Ich teilte ihm mit, dass sechs Monate wahrscheinlich genügen würden, und nun machte mir Herr W. folgenden Vorschlag. «Wir wollen», sagte er, «in Buenos Aires eine Filiale eröffnen und brauchen dazu zwei bis drei sprachkundige junge Männer. Sie gehen nun auf unsere Kosten sechs Monate nach New York. Es ist jetzt 11 Uhr, können Sie um vier Uhr reisen?»

«Herr W., es tut mir leid, ich muss den Plan noch meiner Frau vorlegen.»

«Wie, Sie sind verheiratet, und mit zehn Dollars mussten Sie sich und Ihre Frau durchbringen?»

«Jawohl und dazu noch zwei kleine Kinder», gestand ich hierauf.

«Da werden Sie wahrscheinlich sehr knapp dran sein.»

«Well, Herr W., wir sind nach Schweizerart genügsam durchgeschlüpft, aber

natürlich war es nicht möglich, etwas auf die Seite zu legen.»

Daraufhin zog Herr W. seine wohlgefüllte Briefftasche aus dem Rock, entnahm ihr zehn neue Zehndollarnoten: «Bringen Sie das Geld sofort Ihrer Frau, und kommen Sie mit ihr morgen um zehn Uhr auf das Bureau!»

Meine Frau war über die Nachricht überglücklich, und andern Tags wurde folgendes Arrangement getroffen: Herr W. verpflichtete sich, meiner Frau jeden Samstag zwölf Dollars auszubezahlen, während mir die Firma für meine Ausbildung in New York 150 Dollars pro Monat zur Verfügung stellte.

Ich reiste also nach New York, mietete mich bei einem ehemaligen Offizier aus Gibraltar, der mir den ganzen Tag Spanischunterricht erteilte, ein und lernte Spanisch mit Hochdruck. Da, im fünften Monat, erhielt ich plötzlich wie ein Blitz aus heiterm Himmel ein Telegramm meiner Firma, das mich heimrief.

Das Millionengeschäft stand vor dem Konkurs. Mein Südamerikatraum war zu Ende.

Ich werde wieder in Versuchung geführt und wieder durch meine Frau davon befreit

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Meine Frau aber sprach mir sofort Mut zu: «Die Situation ist nicht so schlimm. Zu den 100 Dollars, die uns Herr W. geschenkt hat, habe ich in Deiner Abwesenheit noch weitere 100 dazu gespart.»

Wie ich sie hier unterbrechen und ihr sagen konnte, dass ich in New York ebenfalls 80 Dollars auf die Seite gelegt hätte, wurden wir direkt übermütig.

Der Amerikaner hat ein Sprichwort: Every cloud has a silver lining, jede Wolke hat einen silbernen Rand.

Mein Aufenthalt in New York hatte mich mit den Verhältnissen dieser Stadt so vertraut gemacht, dass wir es wagen konnten, unser Glück in dieser grossen Stadt zu versuchen.

Ich fand bald eine Stelle als Buchhalter mit 15 Dollars Wochenlohn in einem



Hans Tomamichel

Federzeichnung

neu gegründeten Engros-Wein- und Likörgeschäft.

Es zeigte sich aber, dass mein neuer Boss selbst der beste Kunde seines eigenen Geschäftes und deshalb jeden Abend ziemlich beduselt war. Dazu hatte er die fixe Idee, sein Buchhalter müsse es ihm nachtun und im Bureau eins um das andere hinter die Binde giessen. Da ausserdem sämtliche Polizisten, Briefträger, Strassenkehrer mit Spirituosen bewirtet wurden, wurde es mir klar, wie übrigens auch aus den Büchern, dass die Herrlichkeit nicht lang dauern konnte. Den eigentlichen Anstoss zum Stellenwechsel gab aber meine Frau. Wie sie bemerkte, dass ich manchmal erst um Mitternacht und dann noch leicht beschwipst nach Hause kam, erklärte sie meinem Chef, sie wolle nicht, dass ihr Mann weiterhin auf seinem Bureau arbeite und so zum Gewohnheitstrinker werde, und dabei blieb's.

Abermals erhalte ich Anschauungsunterricht wie man auf bequeme Weise zu einem Vermögen kommen kann, aber diesmal bringe ich selbst die Kraft auf, der Versuchung zu widerstehen

Die nächste Buchhalterstelle erhielt ich in einem altrenommierten Samen- und Pflanzengeschäft. Der Besitzer, ein älterer Schotte, konnte zwar kaum seinen Namen schreiben, hatte aber sein Geschäft zu hoher Blüte gebracht. Mit den beiden sportfanatischen Söhnen war allerdings nicht viel los.

Wie ich bei meinem Antritt meinen Chef fragte, ob er jeden Monat eine Trial Balance wünsche, sagte er erstaunt: « Trial balance, was ist das für ein Tier. » Ich probierte ihm die Wichtigkeit eines monatlichen Ausweises zu erklären, er hatte aber von Buchhaltung keine Ahnung und war überhaupt negativ dazu eingestellt.

Er erwiderte: « Ich habe mein Geschäft die ersten 20 Jahre ohne Buchhalter geführt und viel Geld gemacht, und in den letzten 30 Jahren, wo ich einen Buchhal-

ter hatte, ist der Verdienst zurückgegangen. »

Als ich mich näher nach meinem Vorgänger erkundigte, hiess es: « Der Mann ist kürzlich verstorben, er hat 30 Jahre lang die Buchhaltung geführt, ohne mich mit dummen Fragen, wie die wegen eines Buchauszuges zu belästigen, und alles, was ich Ihnen raten kann, ist, in seine Fußstapfen zu treten. »

Irgendwie kam mir die Sache merkwürdig vor. Ich beschloss daher, die Bücher einer gründlichen Revision zu unterziehen. Tatsächlich stiess ich überall auf Posten, die bezahlt, aber nicht gebucht waren. Die Buchhaltung war in vollkommener Unordnung. Gewisse Kundenkontos waren seit zehn Jahren nicht abgeschlossen.

Schon nach zwei Monaten kam ich auf ein Manko von über 70,000 Dollars. Ich verriet meine Entdeckung keinem Menschen. Inzwischen ereignete sich aber etwas, das mir einen Fingerzeig gab, auf welche Art ein guter Schottländer gehörig gemacht werden kann. Wie ich eines abends Kassensturz machte, fehlten mir 20 Dollars. Ich rapportierte das einem der Söhne, der aber meinte gelassen: « Well, fragen Sie Vater, er wird das Geld aus der Kasse genommen haben. »

Ich tat das und erhielt nun eine Antwort, die mich baff machte: « Jawohl, mein Herr Buchhalter, ich habe die 20 Dollars aus der Kasse genommen », herrschte er mich an, « aber was geht Sie das an? »

« Natürlich ist es mir gleichgültig, wieviel Sie aus der Kasse nehmen, aber ich muss Sie schon bitten, dafür einen Zettel hineinzutun, damit ich weiss, wie hoch ich Sie belasten muss. »

Jetzt wurde der Boss noch wilder und erklärte mir rundweg, dies nicht zu tun, da es sein eignes Geld sei und er es aus der Kasse herausnehmen könne, ohne mich's wissen zu lassen. Sprach's und verschwand.

Ich erzählte einem der Söhne das Vorgefallene und fragte ihn, was ich tun solle. « Oh », meinte dieser, « das ist ganz



Hans Fischer

Reisebild, Paris

einfach. Wenn Sie ein Defizit in der Kasse haben, rechnen Sie es einfach Vater an, er bekümmert sich ja doch nicht um die Buchhaltung und weiss nicht, wieviel ihm aufgeschrieben wird.»

«Das ist ein grosses Wort gelassen ausgesprochen, aber begreifen Sie denn nicht, dass ich mich auf diese Art bereichern könnte?»

Nein, der Sohn konnte das nicht begreifen und meinte nur, unter meinem Vorgänger sei die Sache immer so gehandhabt worden.

Die nächsten Tage benutzte ich, um über meinen Vorgänger Erkundigungen einzuziehen. Ich fand heraus, dass derselbe in einem Vorort von New York eine prächtige Villa besessen hatte und auf ziemlich hohem Fuss lebte. Er war Mitglied der Kirchenpflege des Ortes, überhaupt ein angesehener Bürger, von dem jeder dachte, er sei reich.

Nun, nach Verlauf von 6 Monaten, war ich mit meiner Revision soweit, dass ich einen Fehlbetrag von sage und schreibe 78,000 Dollars, das waren dazumal beinahe 400,000 Franken, konstatieren konnte.

Der Chef war am Anfang baff, wie ich ihm diesen Sachverhalt mitteilte. Er wollte wissen, wo das Geld hingekommen sein konnte. Wie ich ihm aber von meinem Verdacht gegenüber meinem seligen Vorgänger sprechen wollte, brüllte er mich an: «Lassen Sie die Toten ruhen, übrigens war der frühere Buchhalter ein Schottländer wie ich und also ein Ehrenmann. Wenn sich schliesslich ein solches Manko gezeigt hat, wie Sie behaupten, so ist es ja mein Geld, und die ganze Sache geht Sie nichts an, verstanden!»

Ich erwiderte ihm nun, dass ich mich bedanke, in einem solchen Geschäft tätig zu sein. «Was Sie brauchen, ist offenbar nicht ein Buchhalter, sondern ein ganz gewöhnlicher amerikanischer Graftier.»

Wie ich schliesslich doch nicht Millionär werde, aber doch auf ehrliche Weise zu einer recht schönen Stellung komme

Um meine lange Geschichte kurz zu

machen, will ich nur sagen, dass ich nach Ablauf eines Monats wieder stellenlos war.

Ein Schweizerfreund, der auf dem Zollamt im hiesigen Hafen tätig war, gab mir den Rat, mich einem politischen Klub anzuschliessen, dadurch bekäme ich Gelegenheit, mit einflussreichen Politikern bekannt zu werden und könnte so gelegentlich eine Staatsstelle erhalten. Diese seien nicht nur gut bezahlt, sondern hätten auch den Vorteil, dass man nach 30 Jahren pensionsberechtigt sei.

Ich folgte dem Rat und schloss mich einer demokratischen Organisation an. Da ich ein gewisses Rednertalent besitze, wurde ich bald zum Sekretär des Klubs gewählt, und als solcher hatte ich bei Wahlversammlungen als Sprecher zu funktionieren. In dieser Tätigkeit erlangte ich zu meinem eigenen Erstaunen bald eine grosse Fertigkeit.

Nach einem Jahr wurde mir empfohlen, die Zivildienstprüfung zu bestehen, die ich glänzend absolvierte. Wie dann im Jahre 1898 die demokratische Partei der Stadt New York einen grossen Sieg errang, wurde mir eine Stelle im Steuerbureau des Finanzdepartements offeriert, wo ich mit den Jahren zum Vizekassier der Stadt New York avancierte, einer Stelle, um die mich natürlich viele beneideten.

In dieser Eigenschaft kam ich übrigens vor einigen Jahren zufällig wieder mit meinem ehemaligen Chef, dem Inhaber des Patent-Medizingeschäftes zusammen. Wir feierten bei einer Flasche Wein unser Wiedersehen, und er erzählte mir, dass auch er wieder Karriere gemacht habe. Trotz seinem Konkurs habe er es abermals zu einem grossen Vermögen gebracht, und er sei gegenwärtig Präsident einer Eisenbahngesellschaft im Westen.

Dazumal war Amerika wirklich noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.